

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

250

Freitag, den 16. December 1842.

Dzias Hala.

(S c h l u ß.)

Am nächsten Morgen bemerkten die erstauten Moslem eine ungewöhnliche Bewegung im Arsenale. Jackelschein lief nach allen Richtungen durch das Gebäude, und ein dumpfes Geschrey und Getöse, in welchem man zuweilen die Worte: „Habt Ihr sie gefunden? Habt Ihr sie gefunden?“ unterscheiden konnte, ward vernommen. Der Moslem ist wie der Pariser; es ist nicht schwer, seine Neugierde zu erregen, und ist diese einmal erregt, so muß sie auch befriedigt werden. Tausenderley Gerüchte circulirten daher bald in Bezug auf diesen Vorfall, und die geschäftige Jama unterließ nicht, so wie dieß immer geschieht, die Aufregung im Arsenale zu vergrößern. Man erfuhr daher bald mit Gewißheit, daß die Christensclaven sich empört, und ihre Wachen angegriffen hätten, daß es Leßtern aber gelungen sey, die Ordnung wieder herzustellen. Obschon in diesem Gerüchte viele Übertreibung lag, so reichte es doch hin, die religiösen Gefühle des Pöbels zu entflammen, und bald zeigten sich offenbare Anzeichen einer Volksinsurrection, welches zu Constantinopel damals eine gefährliche Sache war, da noch keine eigentlich organisirte Militär- oder Polizeymacht existirte. Da der Aga den Leuten jedoch erklärte, daß man sie mit einem Märchen getäuscht habe, und daß die vollkommenste Ruhe im Arsenale herrsche, so gingen sie wieder aus einander, zum großen Leidwesen der Fanatiker, welche bereits geäußert hatten, daß dieß der günstige Augenblick sey, um über die Vorstadt Pera herzufallen, und sich durch eine allgemeine Niedermehlung der Christen die Gunst des Propheten zu erwerben, während sie sich ihrer Lieblingsunterhaltung, der Plündererey und Verwüstung, überlassen hätten.

Sobald sich die Volksmenge beruhigt und zurückgezogen hatte, beeilten sich die türkischen Behörden, Gilkothen an die ungarisch-croatischen Grenzen abzuschicken, indem man sehr richtig vermuthete, daß die Sclaven nach dieser Gegend hin entflohen seyn würden.

Einige Tage verflossen, ohne daß man Nachrichten von den Flüchtlingen erhielt. Endlich aber wurde Einer von ihnen mit Ketten beladen nach Constantinopel zurückgebracht.

Was die ser arme Mann nun zu erdulden hatte, ist nicht zu beschreiben.

Zuerst bekam er Prügel (die Bastonade), und dann wurde er mit so teuflischer Erfindsamkeit gemartert, daß er seine Qualen nicht länger ertragen konnte, und seine Henker einzuhalten hat, da er bereit sey, jede ihm vorgelegte Frage zu beantworten. Dies war es, was man wünschte. Man wollte ihn keineswegs zu Tode martern; nicht vielleicht aus Menschlichkeit, sondern bloß aus dem einfachen Grunde, weil man zu Constantinopel ohne Geld keinen Sklaven bekommen konnte, eben so wenig als bey uns ein Pferd. Der Moslem, welcher seinen Sklaven zu bestrafen wünscht, denkt selten daran, seinen Rachedurst auf Kosten seines Geldbeutels zu befriedigen. Es wäre ja offener Wahnsinn!

Der Sklave gab nun eine umständliche Beschreibung der Art und Weise, auf welche er in Freyheit gesetzt worden war, und wie der Wächter war verleitet worden, in Gesellschaft der Franken Wein zu trinken. Die rechtgläubigen Moslem schauderten bey diesen Worten mit heiliger Entrüstung zusammen, und als sie die Strafe vernahmen, welche er sich durch diesen enormen Fehltritt zugezogen hatte, riefen sie im Unisono aus: „Allah ist gerecht!“

Sobald diese Aussagen des Sklaven in der Stadt ruchbar wurden, erregten sie daselbst eine außerordentliche Gährung. Die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen; man rannte durch die Straßen, man rief, man schrie, und es entstand ein so furchtbarer Tumult, als ob der ganze Islamismus von irgend einem gemeinsamen Unglück wäre befallen worden. Das Weib des Türken, der ermordet worden war, führte den Volkshaufen an. In diesem Tumulte rief eine Stimme von der Mitte des Haufens plötzlich aus: „Nieder mit den Giaurs! Steckt ihre Häuser in Brand!“ Dieses Geschrey lief mit der Schnelle eines elektrischen Schlages von Mund zu Mund, und gleich darauf sah man die wuthentbraunte Menge nach dem Pallaste des französischen Gesandten hinströmen, während die Straßen von dem Geschrey wiederhallten: „Nieder mit den Giaurs! Nieder mit den Franken!“

Als der Aga des Arsenal die Richtung bemerkte, welche der rasende Pöbel einschlug, zitterte er vor der Gefahr, welche aus einer etwaigen Antastung der Person des französischen Gesandten für seine Regierung erwachsen könnte. Um ein solches Unglück zu verhüten, während es noch Zeit war, stellte er sich an die Spitze einer Abtheilung Janitscharen, und mit genauer Noth gelang es ihm, das Hotel noch bey Zeiten zu erreichen. Er verlor keine Zeit mit Ceremonien, sondern trat ohne sich anmelden zu lassen in den Garten, wo er Hrn. de Solignac und seinen Secretär bey dem Schachspiele fand. Sie schienen weder zu ahnen, was in ihrer Nähe vorgehe, noch schienen sie auf das Ungewitter vorbereitet zu seyn, das sich über ihrem Haupt zu entladen drohte.

Der Gesandte war nicht wenig erstaunt, als er den Aga auf eine so unceremoniöse Weise hereintreten, und hinter demselben eine Compagnie Janitscharen aufmarschiren sah, deren Gesichter vor Aufregung und Entrüstung glühten. Die Überraschung des Hrn. de Solignac vermehrte sich jedoch, als er den Grund dieses unerwarteten Besuches erfuhr, und als er die ersten Schaaren der Volksmenge erblickte, welche an den Thoren des Hotels zum Vorschein kamen. Bevor er noch Zeit hatte sich recht zu besinnen, strömte der Pöbel, von einem Weibe angeführt, in den Hof, und drängte sich nach der Cisterne, aus welcher man nach einigen Minuten den aufgeschwollenen und verrenkten Körper eines Türken herauszog.

Hr. de Solignac fing endlich an zu begreifen, in welchem ernsthaften Sa-

che er hier verwickelt sey, und sogleich gab er den Befehl, den Schuldigen aufzusuchen und vor sein Angesicht zu bringen. Es verfloß indes einige Zeit, bevor man ihn finden konnte, denn *Dzias Hala*, der von seinem Zimmer aus den ganzen Vorfall mit angesehen, und gleich den ersten Augenblick die Ursache dieses Tumultes errathen hatte, verbarg sich in einem der unterirdischen Gänge des Gebäudes.

Die türkischen Behörden verlangten die Auslieferung des Verbrechers in ihre Hände; erstens weil das Verbrechen von einem Giaur oder Christen an der Person eines Rechtgläubigen und Beamten des Großherrn verübt worden sey, und zweitens, weil es sich hier auch um den Raub mehrerer Sklaven handelte, welche das Eigenthum des Fürsten gewesen waren: zwey Umstände, welche allerdings geeignet waren, ihre Ansprüche zu rechtfertigen. Aber Hr. de Solignac weigerte sich, seinen Gefangenen herauszugeben, indem er sich auf den Vertrag berief, der so eben zwischen der hohen Pforte und seiner allerchristlichsten Majestät war abgeschlossen worden, und welchem zu Folge der französische Gesandte der einzige und ausschließliche Richter eines jeden, von einem Franken in der Türkei verübten Vergehens seyn sollte. Man kam endlich dahin überein, daß *Dzias Hala* unter der Gerichtsbarkeit des Gesandten stehen solle, von welchem er verurtheilt ward, auf einem Galgen vor dem Hotel gehängt zu werden.

Während den gerichtlichen Verhandlungen zeigte der Gefangene seine gewöhnliche Ruhe des Geistes und Sanfttheit des Gemüths. Es ist freylich wahr, daß er in den ersten Augenblicken der Gefahr sich verbergen wollte; allein er schien dieß bloß in einem Anfall von jenem instinctmäßigen Schreck gethan zu haben, welcher selbst die kühnsten Geister zuweilen überfällt. Als er vor den Gesandten gebracht wurde, machte er nicht den geringsten Versuch sich durch Lügner retten zu wollen, sondern beantwortete jedwede Frage mit ruhiger Freymüthigkeit. Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, machte er bloß die Bemerkung: daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt habe, um seine Landsleute zu retten, und da ihm dieß zum Theil gelungen wäre, so beklage er sich nicht im Geringsten, daß die Würfel nun gegen ihn gefallen seyen.

Am dem Morgen, wo die Execution Statt finden sollte, erhob sich die Sonne glänzend und fröhlich aus dem Meere von Maromra. Es schien unmöglich, daß ein Mensch an diesem Morgen hätte vom Leben Abschied nehmen können, ohne bittere Thränen zu vergießen, und ohne einen zögernden, hoffenden Blick auf diese schöne Welt zurückzuwerfen.

Und doch ging *Dzias Hala* mit ungebeugtem Muth und festen Schritt nach dem Orte, wo er so elend umkommen sollte. Aber seine Kraft und Entschlossenheit sollten bald auf eine furchtbare Probe gestellt werden! Schon seit einigen Stunden hatten sich dichte Volkshaufen vor dem Pallaste gesammelt. Die Gegenwart einer Abtheilung Janitscharen hatte bisher einige Ordnung aufrecht erhalten; aber sobald der unglückliche Deutsche zwischen zwey Reihen von Soldaten zum Vorschein kam, entstand ein furchtbares Toben, und von allen Seiten erscholl das Geschrey: „Tod dem Muehlmörder! Tod dem Giaur!“ In einem Nu waren die Reihen der Janitscharen durchbrochen, und diesen Letztern die Waffen aus der Hand gerissen. Eine gänzliche Verwirrung entstand. Die Janitscharen drangen auf den Pöbel ein, theils um den Gefangenen, theils um ihre eigenen Cameraden zu retten. Ersterem gelang es, sich mittelst seiner

riesenhaften Stärke Luft zu machen, und als die Ruhe wieder etwas hergestellt war, sah man ihn in einiger Entfernung auf einer Bühne stehen, welche wahrscheinlich errichtet worden war, um die Hinrichtung des Delinquenten zu sehen. In seiner Linken hielt er einen Dolch, und mit der Rechten schwang er eine mächtige Eisenstange um das Haupt. Es war ein furchtbarer und zugleich großartiger Anblick, einen Mann zu sehen, der es mit Tausenden aufgenommen hatte. Schon begann die Wuth des Pöbels sich in Scheu und Furcht zu verwandeln, während die Janitscharen nicht umhin konnten, ihren Delinquenten zu bewundern, als plötzlich Einer von diesen Kriegern ausrief: „Rettet ihn! Er soll leben!“ Dieser Ruf flog durch die Reihen der tapfern Janitscharen, und drohend schlangen sie ihre Krummsäbel gegen das Volk. Der Deutsche raffte seine ganze Kraft zusammen, — gelang es ihm, durch die Volkshaufen sich einen Weg zu bahnen, so war er frey; — dieß bemerkte er und mit jener instinctmäßigen Gegenwart des Geistes, welche man nur in ähnlichen Lagen entfaltet, sprang er von der Bühne herab und warf sich auf den Pöbel, wo er eine Lücke zu gewahren glaubte. Dieß war das Ende des Kampfes. Ein Fleischer, der gleich einem Tiger jede Bewegung des Deutschen bewacht hatte, sprang auf ihn los, und ehe jener noch den Boden erreichte, stieß er ihm das Messer in die Brust. Den nächsten Augenblick war Hala schon in den Händen des Volkes, welches ihn im buchstäblichen Sinne des Wortes in Stücke zerriss, und seine verstümmelten Glieder in des Bosphorus warf. So endete Dzia's Hala!

Noch denselben Abend fertigte der französische Gesandte eine Depesche an seine Regierung ab, in welcher bezüglich dieses Actes der Volkswuth die folgenden Zeilen zu lesen waren: „Diesen Morgen wurde ein Deutscher aus dem Gefolge der Gesandtschaft von dem hiesigen Pöbel in Stücke zerrissen, weil er einen Moslem gemordet, und drey seiner Landsleute aus der Sclaverey befreyt hatte.“

Aus dem Pariser Journal- und Kunstwesen.

Es erscheinen gegenwärtig vierzehn musikalische Zeitschriften zu Paris. Zehn davon sind so ziemlich unbekannt und völlig incompetent. Zwey oder drey haben allein einziges Ansehen, nemlich „La France musicale,“ und „La Gazette musicale de l'Opéra.“ Letztere erscheint jeden Ersten des Monats in Hefen von einem Bogen, und gibt eine Musterung der übrigen musikalischen Blätter, einen Bericht über die lyrischen Theater, raisonnirende Artikel, eine Chronik der Moden und ein Verzeichniß der im Laufe des Monats erschienenen Neuigkeiten. Außerdem erhalten die Abonnenten jährlich zwey Romanzen, zwey Musikbeylagen für Piano, zwey Quadrillen und zwey Walzer. Der Abonnementspreis beträgt 24 Franken jährlich. Die „France musicale“ zeichnet sich vor Allen durch ihren Charlatanismus aus, womit sie aber gute Geschäfte macht; c'est partout comme chez nous. Es ist ungläublich, wie leichtgläubig das Publicum ist; die Reclame übt noch immer ihre Zauberkräft auf die Abonnenten aus, so bittere Erfahrungen man auch in dieser Hinsicht gemacht hat. Ein halbes Jahr lang las man schier alle Tage in den Blättern: Für 300 Franken Musik werden gratis gegeben, wenn man sich auf das Journal „La France musicale“ abonnirt; wer kann da widerstehen? Es gibt eine Menge Leute, selbst wohlhabende, die gern für 300 Franken Musikalien gratis haben möchten. Die Her-

ausgeber der „*France musicale*“ wußten recht gut, was sie thaten; sie gaben eine Menge Schriftsteller als Mitarbeiter an, die nie eine Zeile für sie geschrieben, versprachen viel und hielten wenig. Die vorgeblich gratis gegebene Musik schrumpft bey näherer Betrachtung gewaltig zusammen. Was bis jetzt diese Zeitschrift gegeben, beträgt höchstens 150 Franken, darunter befindet sich zum mindesten für 130 Franken was man nennt *vieux papier*; bleiben 20 Franken und nach Abzug von 10% Rabatt 10 Franken. So oft eine Reclame Waaren gratis verspricht, vergessen die Leser immer, daß Versprechen und Halten zweyerley ist.

In einer der letzten Nummern der „*France musicale*“ behauptet Hr. Castil-Blaze, daß, wenn einige Librettisten etwas Gutes hervorgebracht, sie es ihm zu verdanken hätten, sie hätten seine kritischen Bemerkungen, seine Winke benützt. Noch wunderlicher aber ist die Behauptung, es sey unmöglich, gute Musik zu schlechten Versen zu schreiben; umgekehrt möchte ich behaupten, es wäre schwer, gute Verse aufzutreiben, zu denen gute Musik geschaffen worden wäre. Der „*Guillaume Tell*“ ist kein Meisterstück, und doch hat er Rossini zu seiner schönsten Partitur begeistert. In der „*Gazette musicale*“ werden die Concerte, die Hr. Berlioz zu Brüssel gegeben, ausposaunt. Die Musik des Hrn. Berlioz ist nicht dazu geeignet, das große Publicum zu fanatisiren. In seinen besten Leistungen stößt man an etwas Barockes oder Unheimliches; überhaupt mißtraue man kritisirenden Künstlern. Die wenigsten Zeitschriften sind über die musikalischen Angelegenheiten gehörig unterrichtet. So haben sie alle ausgesagt, Rubini habe sich geweigert, die italienische Bühne wieder zu betreten, weil man ihm das Ehrenkreuz verweigert. Es hat auch seine Richtigkeit, daß Rubini diese Auszeichnung verlangt hat, aber darin ist nicht der nächste entscheidende Grund zu suchen, welcher ihn veranlaßt hat, in der dießjährigen Saison nicht zu singen. Ille. Grisi führt das Scepter des *Théâtre italien*, wie die *Stolz* unumschränkte Herrschaft über die große Oper ausübt. Nun ärgert sich die Grisi für's Erste schon über die günstige Aufnahme, welche die *Persiani* bey dem Publicum finden, und droht, die Bühne zu verlassen; der Director ist gezwungen sich in ihre despotischen Launen zu fügen. Die Grisi interessirt sich für *Mario*, und hat darauf bestanden, daß ihm die Rollen, in denen er sich in der vorigen Saison versucht, definitiv bleiben. Auch darin hat ihr der Director nachgegeben. Es wurde also beschlossen, daß Rubini nur in neuen Rollen auftreten könne. Unter diesen Bedingungen wurde nun Rubini ein Engagement angeboten, er sollte der „*Lucia*“, den „*Puritani*“, der „*Sonnambula*“ entsagen, und sich ein neues Repertoire bilden. Rubini konnte in diese Bedingungen nicht eingehen. Indes erbot er sich zu drey Vorstellungen, wo er in Opern auftreten würde, die nicht zu *Mario's* Repertoire gehörten, unter andern im „*Otello*“; die Direction nahm das Anerbieten nicht an. Rubini ist wahrscheinlich auf immer für uns verloren.

Nach *Cherubini's* Tode erklärte bekanntlich die musikalische Classe des *Institutes*, seine Stelle sollte vor der Hand unbefetzt bleiben. Damit wollte man keineswegs sagen, wie man es böswillig deutete, es sey Niemand würdig, ihn zu ersetzen, sondern im Gegentheile, es waren der Candidaten zu viele, und man wollte sich Zeit nehmen, die verschiedenen Ansprüche zu würdigen. Einige dreyßig *Maestri* bewarben sich um die Stelle. Gott sey Dank! es befinden sich keine Virtuosen darunter. Die Akademie ist für Dichter, Tonsetzer zumeist, nicht für die schnellfingerigen Kunststückmacher; wenn diese Leute hier einbrächen, so wäre es um die Künstler überhaupt geschehen. Es gibt unter den großen Herren sehr geschickte Instrumentalisten; der Handelsminister ist sehr stark auf dem Violoncell, und Hr. v. *Salvandy* spielt

Guitarre wie ein spanischer Hidalgo, der notabene vortrefflich spielen würde. Auch befinden sich zwey nicht unrühmlich bekannte Compositeurs in der Aristokratie: der Herzog von Feltré und der Prinz von der Moskwa. Man vermuthet, Hr. Adam werde zu Cherubini's Nachfolger erwählt werden. Diese Wahl wäre zum mindesten sonderbar. Unter allen seinen Mitbewerbern nähert sich Adam dem Verfasser des „Wasserträgers“ am wenigsten, sowohl was die Gründlichkeit des Wissens anbelangt, als in Hinsicht auf den edlen reinen Styl und die tiefe Begeisterung.

Die Commission der königl. Theater hat nun, wie bekannt, beschlossen, daß die Eröffnung einer dritten lyrischen Bühne unterbleiben solle. Das ist sehr schlimm; mit einem Schlage vernichtet man da gar viele Hoffnungen, Bestrebungen und Talente. Die Preisträger des Conservatoire werden immer zahlreicher, sie arbeiten, sie produciren, und finden keinen Absatz; sie mögen nun sehen, was sie thun. Mit ein wenig Geduld kann es ihnen gelingen, daß sie im fünfzigsten Jahre einen Act zur Ausführung bringen. An dem Verfasser des „Kiosque,“ der dieser Tage in die Scene ging, können Sie sich ein Beyspiel nehmen: diese Oper liegt in den Cartons seit 1823! Wer nicht Vermögen genug besitzt, 20 Jahre zu warten, muß zu etwas Anderem greifen. Es thäte noth, daß Niemand mehr zum Concurrs beym Conservatoire zugelassen würde, der nicht wenigstens 6000 Franken Renten besitzt; man läßt mit großen Kosten Künstler heranbilden, um sie verhungern zu lassen.

Der Schmuggelhandel in Spanien.

Der Schmuggelhandel wird in Spanien, trotz der 200.000 Küstenwächter, mit solcher Vorliebe betrieben, daß nicht allein alle Grenzbewohner, mit äußerst wenigen Ausnahmen, Contrabandistas sind, sondern daß Letztere mit ihren Waaren in jedem Hause willige Aufnahme finden, wenn sie von den Behörden verfolgt werden. Ein Contrabandista ist der Held der meisten Volkslieder und der Gegenstand der Bewunderung für alle Landmädchen.

Sibbraktar ist als Freyhafen der Hauptstapelpfad für den spanischen Schmuggelhandel, und der Verbindungs canal, durch welchen vorzüglich englische Waaren eingeführt werden. Die englischen gedruckten Cattune flachen den Spanierinnen bald ins Auge, aber kaum waren die ersten Kleider aus diesem bunten wohlfeilen Stoffe gefertigt, so wurde durch ein königliches Edict über Jedermann, der englische Stoffe tragen würde, die strengste Strafe verhängt. Doch was vermögen Verordnungen gegen den Willen der Frauen, sobald es sich um Puzangelegenheiten handelt? Kaum war das königliche Edict erschienen, so wurden die englischen Stoffe erst recht eifrig gesucht, und keine Spanierinn, welche einige Ellen davon erhalten konnte, wollte einen andern Stoff tragen — und zwar eben weil die Cattune so strenge verboten waren und von den Schmugglern zu so niedrigen Preisen verkauft wurden, daß es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen. Die Folge davon war, daß die schöne malerische Tracht der spanischen Frauen bereits großentheils verdrängt wurde.

Wer je in Spanien gereist ist, muß häufig, namentlich in Gebirgsgegenden, stattlich aufgeputzten und feck aussehenden Reitern begegnet seyn. Die Cigarre fehlt ihnen so wenig im Munde, wie Pistolen und Carabiner am Sattel; und während sie die Gebirgspässe durchziehen, trällern sie lustig ihre Nationalballaden, worin gewöhnlich seltsame Liebeshändel oder die Abenteuer eines Contrabandista besungen werden. Aus solchen fecken Abenteurern, welche, je nachdem sich die Gelegenheit dar-

bietet, entweder Schmuggler oder Räuber sind, besteht die Hälfte der Bevölkerung in den Küstendistricten.

Von Gibraltar fahren zur Nachtzeit oft ganze Flotten von kleinen Schaluppen, mit Contrebande beladen, ab, und zerstreuen sich längs der spanischen Küste hin. Die Ladungen werden von ganzen Schaaren bewaffneter Schmuggler in Empfang genommen, welche an gewissen Landungsplätzen in solcher Anzahl versammelt sind, daß sie den Küstenwächtern Trost bieten können. Den klarsten Beweis von der Unwirksamkeit aller gegen die Einführung ausländischer Waaren in Spanien getroffener Maßregeln liefern jedoch die Vorfälle fast jeder Nacht auf der Landseite von Gibraltar, wo zahlreiche, wohlberittene und bis an die Zähne bewaffnete Banden von Schmugglern bey Sonnenuntergang halten, und, jeder mit drey Zentner Sattun und Tabak beladen, durch die spanische Mauthlinie sprengen, welche auf der sandigen Landenge zwischen Gibraltar und dem Festlande aufgestellt ist.

Auf dieser schmalen Landenge, welche nur 500 Ellen breit und im Osten und Westen vom mittelländischen Meere begrenzt ist, standen fünf und zwanzig spanische Schildwachen, als wir unlängst den Isthmus passirten; und obwohl man zur Nachtzeit häufige Schüsse hörte, so erinnere ich mich doch nicht, von der Gefangennahme oder dem Tode eines Contrabandista gehört zu haben. Wenn wir einen der Letztern darüber befragten, so war die Antwort stets ein vielsagendes Achselzucken, dem gewöhnlich ein lautes Gelächter und die Pantomime des Geldzählens folgte. — In Spanien wünscht Jedermann die ausländischen Waaren zu besitzen, welche um so wohlfeileren Preis zu haben sind und im Handel einen so hübschen Nutzen abwerfen, daß die Gefahr der Entdeckung mit dem Gewinne in gar keinem Verhältniß steht, zumal unter einer Bevölkerung, deren Liebe zum Abenteuerlichen und zu einem unstäten Wanderleben eine starke Mischung mit arabischem Blut beurfundet. Dem Schmuggelhandel kann dort nur durch Beförderung der Industrie ein haltbarer Damm entgegengekehrt werden.

Notizenblatt.

Pitt's Feldflasche. Die Villeggiatura des englischen Hofes in dem an geschichtlichen Erinnerungen reichen Walmer = Castle, hat unter andern die Erwähnung eines nicht uninteressanten Fundes veranlaßt, welcher vor einigen Jahren dort geschah. Um 1837 oder 1838 verweilte eine große Menge von Besuchern dort bey dem Herzoge von Wellington, welcher, bekanntlich als Gouverneur der fünf Häfen, zeitweiliger Besizer dieses an der Meerenge gelegenen Schlosses ist. Cines langweiligen Regentages fiel es einem von den Gästen in Ermanglung einer andern Unterhaltung ein, eine Wanderung durch die Kumpelkammern anzutreten, und siehe — in einer davon fand er eine Feldflasche, an welcher die Worte: „William Pitt, von den Cinque Port Freywilligen,“ deutlich zu lesen waren. Es war mithin die Feldflasche des großen Pitt, Premierministers von Großbritannien, und stammte wohl aus der Zeit, wo Buonaparte das gigantische Unternehmen einer Landung in England auszuführen sich anschickte. Die premierministerliche Feldflasche ward seitdem dort unter Glas aufbewahrt.

1.

Unerhörte Orkane allerwärts auf dem atlantischen Ocean. Im Verlauf des heurigen Herbstes haben im atlantischen Ocean allerwärts ganz außerordentliche atmosphärische Phänome und Katastrophen Statt gefunden, wovon

die gegen Ende Octobers geschehene Verheerung der herrlichen Insel Mabeira durch einen Orkan und eine Überschwemmung nur ein Glied bildet. Wir behalten uns vor, mit Nächstem auf letztere Katastrophe zurückzukommen, welche unbegreiflicherweise von den angesehensten deutschen Blättern kaum erwähnt worden ist. Fast alle Dampfschiffe der neuen brittisch-westindischen Linie, welche im September und October nach den Antillen abgegangen waren, erlebten den kaum erhörten Fall, auf dem Wege von Mabeira nach den Caraïben den gewöhnlichen Ostpassat gar nicht anzutreffen, und im Gegentheil unausgesetzt mit ihnen entgegenwehenden Westwinden zu kämpfen zu haben! 3.

Todesfall. Der berühmte Tänzer und Balletcompositur Vestris, Pensionär der großen Oper in Paris, ist daselbst am 5. d. M. im Alter von 83 Jahren gestorben. 20.

Rohheit eines Schiffscapitäns. In Boulogne hatte kürzlich der Commandant eines im Hasen liegenden Schiffes einen Matrosen wegen eines geringen Subordinationsfehlers zu dreytägigem Arrest in Eisen unter dem Deck verurtheilt, und der Arme wurde durch die Strenge der Jahreszeit so sehr angegriffen, daß man ihn nach überstandener Strafe ins Spital bringen mußte. Der Ruf dieser Grausamkeit alarmirte die Bevölkerung, welche größtentheils aus Familien von Seeleuten besteht, dergestalt, daß es beynähe zu Excessen gekommen wäre. Die feste Haltung der Autorität bewirkte aber, daß es beym Auszischen und Verhöhnern des Capitäns blieb. 46.

Unsicherheit in Paris. Diese nimmt auf eine höchst bedrohliche Weise überhand, besonders mehren sich die Einbrüche und Diebstähle von Tag zu Tag. Kürzlich verhaftete man ein Paar entlassene Galeerensträflinge in flagranti und kam dadurch abermals auf die Spur einer vielverzweigten Spitzbubenbande und ihrer Helfer; von Letzteren sind an Einem Tage drey eingezogen worden, bey denen sich die unlängbaren Spuren vieler Verbrechen fanden. Man hofft hiedurch der öffentlichen Sicherheit großen Vorschub gethan zu haben. 25.

Theater-Bulletin. Im Théâtre français ist eine Trilogie von Hrn. Victor Hugo „Les Burgraves“ angenommen worden; wie es heißt, ein Bild des Ritterthums im Raum einer dramatischen Vorstellung.

„Halifax,“ Lustspiel in drey Acten von Hrn. Alexander Dumas, hat im Theater Variétés ein en entschiedenen Succes erhalten. Diese Neuigkeit, voll Geist und Leben, verspricht ein Cassastück zu werden.

„Le Capitaine Charlotte,“ Vaudevillelustspiel in zwey Acten von den H. Bayard und Dumanoir, hat im Palais royal einen glänzenden Empfang gehabt; es ist ein sehr hübsch erfundenes, geistreich durchgeführtes Stück, welches sich lange auf dem Repertoire erhalten wird. 13.

Im Theater Rè zu Mailand spielt die französische Gesellschaft Doligny abwechselnd mit italienischen Opernvorstellungen. Erstere scheint dabey sehr im Nachtheil zu stehen.

Donizetti hat eine komische Oper vollendet, welche von den italienischen Sängern in Paris bereits einstudiert wird. 13.